

Coleman Hughes – Farbenblind

Coleman Hughes ist Autor, Podcaster und Musiker. Sein Interesse gilt vor allem den Themen race, Gesellschaftspolitik und angewandte Ethik. Er ist Politikanalyst bei *CNN*, freier Mitarbeiter bei *The Free Press* und schreibt für die *New York Times*, das *Wall Street Journal*, *National Review*, *Quillette*, *City Journal* und den *Spectator*. 2021 stand er auf der Forbes-Liste »30 Under 30«; 2019 sprach er bei einer Anhörung vor dem US-Kongress. Er betreibt den Podcast *Conversations with Coleman*.
Titel der Originalausgabe: »The End of Race Politics. Arguments for a Colorblind America«, Thesis, Penguin Random House LLC
Copyright © 2024 by Coleman Hughes

Edition
TIAMAT

Deutsche Erstveröffentlichung
Herausgeber der Reihe Critica Diabolis:

Klaus Bittermann

1. Auflage: Berlin 2025

© Verlag Klaus Bittermann

Grimmstr. 26 – 10967 Berlin

Alle Rechte vorbehalten

www.edition-tiamat.de

Buchcovergestaltung: Felder Kölnberlin Grafikdesign

Druck & Bindung: cpi books GmbH Leck

ISBN: 978-3-89320-324-6

Coleman Hughes

Farbenblind

Plädoyer für eine Gesellschaft ohne
Race-Politik

Aus dem Englischen von
Dominik Fehrmann



Critica
Diabolis
339

Edition
TIAMAT

Für Santa Cruz Hughes,
deren Licht viel zu früh erlosch

Inhalt

Einleitung

Warum über *Race* schreiben

– 7 –

1 *Race*, Antirassismus und Neorassismus

– 19 –

2 Die wahre Geschichte der Farbenblindheit

– 67 –

3 Neorassistische Institutionen

– 91 –

4 Warum der Neorassismus grassiert

– 115 –

5 Das neorassistische Narrativ

– 129 –

6 Die Lösung des Rassismusproblems

– 185 –

Danksagung – 215

Appendix A – 217

Appendix B – 223

Appendix C – 225

Appendix D – 233

Anmerkungen – 237

EINLEITUNG

Warum über *Race*¹ schreiben?

RACE HAT MICH SCHON IMMER GELANGWEILT. Klar, das Thema bietet viel Stoff für Witze in einem Comedy-Club. Aber in den meisten Situationen des wahren Lebens verrät dir die *Race* eines Menschen so gut wie nichts über ihn. Sie verrät dir nicht, ob er nett oder selbstüchtig ist, ob seine Ansichten richtig oder falsch sind, ob er dein bester Freund wird oder dein schlimmster Feind. Von allen Eigenschaften, die man Menschen zuschreiben kann – Charakter, Überzeugungen, Humor und so weiter –, ist *Race* so ziemlich das Uninteressanteste, das man nennen könnte.

Wenn ich *Race* also für eine irrelevante Eigenschaft halte, warum schreibe ich dann ein ganzes Buch darüber? Die Antwort ist einfach: Ich habe mir das Thema *Race* nicht ausgesucht; es hat mich ausgesucht.

1 Da das deutsche Wort »Rasse« eine deutlich negativere, weil stark biologische Konnotation hat und aus historischen Gründen andere Assoziationen weckt als das englische Wort »race«, wurde letzteres in der deutschen Übersetzung beibehalten, wenn es sich auf das spezifisch US-amerikanische Phänomen bezieht. Das gilt auch für die meisten von »race« abgeleiteten Ausdrücke. (A.d.Ü.)

Ich bin, was man »halb schwarz, halb hispanisch« nennt, oder einfach nur »schwarz« (wir werden in Kapitel 1 noch sehen, wie diese Kategorien je nach Zeit und Ort variieren). Als Kind habe ich mir über meine *racial identity*, also meine Identität in Bezug auf *Race*, kaum Gedanken gemacht. Ich hatte schwarze Freunde, weiße Freunde, asiatischstämmige Freunde, hispanische Freunde und *mixed-race* Freunde. Aber für mich waren sie nicht »schwarz«, »weiß«, »hispanisch« oder »*mixed-race*«. Für mich waren es Rodney, Stephen, Javier und Jordan.

Die meisten Menschen, in deren Umfeld ich aufwuchs, schienen sich ebenso wenig für *Race* zu interessieren. Sie hielten es mit Martin Luther Kings berühmtem Ausspruch, wonach der Charakter wichtiger sei als die Hautfarbe, auch wenn dieser Ausspruch durch inflationäre Verwendung schon damals zum Klischee geworden war. Die wenigen Male, die irgendein Kleingeist *Race* als Waffe einsetzte – etwa um jemanden zu mobben –, traf ihn die geballte Wucht des herrschenden Wertesystems: Er wurde ausgegrenzt und bestraft. In Montclair, New Jersey, wo ich aufwuchs, gab es zwar Rassisten, doch waren sie jene höchst seltenen Ausnahmen, die die übermächtige Regel bestätigten.

In Montclair ging ich bis zur sechsten Klasse auf eine staatliche Schule, die ich sehr mochte. Doch dann kam ich auf eine schicke Privatschule ein paar Orte weiter, und obwohl ich dort fraglos eine bessere Bildung genoss, brachte die soziale Veränderung einige Peinlichkeiten mit sich. Das hatte vor allem mit meinem mächtigen Afro zu tun.

In der staatlichen Schule meiner Heimatstadt, die rund ein Drittel schwarze Schüler hatte, waren Afros an der Tagesordnung. Kinder aller *Races* waren deren Anblick gewohnt. Aber auf der Newark Academy war ich ein Novum.

Von den gut sechzig Schülern meines Jahrgangs waren gerade mal vier schwarz, und die meisten nicht-schwarzen Schüler kamen aus Kleinstädten, die, was *Race* angeht, weniger gemischt waren als Montclair. Viele hatten noch nie einen Menschen mit Afro kennengelernt. Was als verständliche Neugier auf meine Frisur begann, wurde bald zum ständigen und scheinbar unwiderstehlichen Drang, ihn anzufassen – und so meist all meine morgendlichen Bemühungen, um den richtigen Look zunichtezumachen.

Ich hoffte, die Neugier würde nachlassen. Aber dann wurden aus Wochen Monate, und ich erkannte, dass der Drang, meine Haare zu berühren, unstillbar war. Damit nicht genug: Es gab auch keine einzelne Person, die mich so sehr belästigte, dass ich sie herausgreifen konnte. Die Schuld war unter so vielen Jugendlichen verteilt, dass es nicht damit getan war, einen von ihnen zur Rede zu stellen – es waren viele Tropfen, die das Fass zum Überlaufen brachten.

Irgendwann brach ich zusammen. Wütend über meine Mitschüler und voller Scham darüber, dass ich das Problem hatte ausufern lassen, heulte ich mich vor meinen Eltern aus. Ich war es satt, dass mir die Neugier meiner Mitschüler die Frisur ruinierte. Dass sie mich wie eine Kuriosität behandelten. Ich weiß nicht, ob es gleich aufhörte, nachdem meine Eltern mit dem Rektor gesprochen hatten. Ich weiß nur, dass der Afro in der 7. Klasse weg war, ersetzt durch einen unauffälligen Fade Cut (was rückblickend ohnehin die bessere Wahl war).

Vier Jahre später – ich war sechzehn – bot mir die Schulleitung der Newark Academy an, in Houston an einer dreitägigen Veranstaltung mit dem Titel *People of Color Conference* teilzunehmen. Ich sagte zu, versprach es doch drei unterrichtsfreie Tage. Anders als der Titel nahelegte, war

die Konferenz nicht nur für *People of Color* gedacht, sondern für Privatschüler aller *Races*, und Hunderte aus allen Teilen des Landes waren da. Ich hätte es seinerzeit noch nicht benennen können, aber im Grunde war es ein dreitägiger Workshop zu *Critical Race Theory* und Intersektionalität. Auf der Konferenz hörte ich zum ersten Mal von »systemischem Rassismus«, »*Safe Spaces*«, »*White Privilege*« und »internalisierter Unterdrückung« – Ideen, die 2012 noch kaum verbreitet waren, nur wenige Jahre später aber die Elite-Universitäten erobern sollten. Vor 2012 war ich nie in eine Subkultur eingetaucht, in der meine *Race* für wichtig gehalten wurde. Doch auf der *People of Color Conference* galt mein Schwarzsein nicht mehr als neutrale Tatsache – als etwas, das nicht meinen Wesenskern als Mensch betraf. Sondern als etwas Magisches. Man sprach über meine Hautfarbe wie über ein wunderschönes Mysterium im Innersten meiner Identität, wie über ein Stück Göttlichkeit in meiner Seele.

Auf der Konferenz wurde uns auch eine Idee vermittelt, die meine leidige Afro-Erfahrung an der Mittelschule betraf: die der Mikroaggression. Mikroaggressionen, so erfuhr ich, waren Äußerungen oder Handlungen, die Angehörige einer marginalisierten Gruppe subtil und unabsichtlich diskriminierten. Bevor ich den Begriff kennenlernte, hatte ich mein Afro-Fiasko in die Rubrik »Schwierige Erfahrung, wie sie viele Mittelschüler machen« einsortiert. Ich weiß noch, dass ich sie nicht halb so schlimm fand, wie die Hänseleien, die mein weißer Freund ertragen musste, der leider ein blasser, spindeldürrer, unbeholfener Nerd war und wegen dieses Mobbings schließlich von der Schule abging. Sie reichte auch längst nicht an den Spott heran, den ein übergewichtiger, pickliger weißer Junge erdulden musste, der obendrein noch undeutlich sprach. Ehr-

lich gesagt war es bei mir ja nicht mal Mobbing. Die Jungs, die meinen Afro anfassten, waren nie gemein, sondern nur neugierig. Sie hatten mich nie gehänselt oder beleidigt. Und ansonsten war ich mit ihnen gut ausgekommen. So nervig ihr Verhalten war, geschah es doch nicht in böser Absicht, was mein Urteil über sie milderte.

Doch auf der Konferenz lehrte man mich, meine Erfahrung anders zu framen. Das sei eine Mikroaggression gewesen. Während jeder von Mobbing betroffen sein könne, könnten nur Angehörige marginalisierter Gruppen Opfer von Mikroaggressionen sein. Meine Afro-Erfahrung wurde auf demselben Kontinuum verortet wie jener gewalttätige Rassismus, den ich aus dem Geschichtsunterricht kannte. An einem Ende standen Emmett Till und die mutigen Bürgerrechtsaktivisten, die in Selma verprügelt wurden. Und am anderen, weniger schlimmen Ende desselben Kontinuums stand ich. Ich hatte eine Mikrodosis desselben Gifts schlucken müssen. Man erklärte mir, die ungerechte Behandlung, die ich erlitten hatte, sei etwas Besonderes gewesen und mache mich zu etwas Besonderem. Während meine weißen Freunde vom Wind der *White Supremacy*² getragen würden, hätte ich mit Gegenwind zu kämpfen. Und daher sei alles, was ich trotzdem geleistet hatte, umso beachtlicher.

Das war die Ideologie, die mir – wie Hunderten weiterer Schüler – auf dieser dreitägigen Konferenz verabreicht wurde. Doch die Atmosphäre war weniger schulisch als spirituell. Zum Beispiel waren viele Teilnehmer homosexuell und kamen aus konservativen Elternhäusern. Für manche war die Konferenz die erste Gelegenheit im Leben,

2 Wörtlich »Weiße Vorherrschaft«; in den USA ein Sammelbegriff für rechtsextreme rassistische Ideologien und Organisationen. (A.d.Ü.)

sich offen und angstfrei zu ihrer sexuellen Orientierung zu bekennen. Da gab es Tränen und Umarmungen und Herzenswärme, und in dieser Hinsicht war die Energie im Raum durchaus erhebend.

Doch in anderer Hinsicht war sie erstickend. Die Dozenten achteten auf strenge Orthodoxie; Widerspruch wurde ungerne gesehen und daher kaum gewagt. Man konnte die hier gepredigte Lehre ebenso wenig infrage stellen, wie man in einer Sonntagsmesse von der Kanzel herab die Existenz Gottes bestreiten konnte. Als Schüler, der gern mit seinen Lehrern diskutierte, musste mir dieser erdrückende Konformismus zwangsläufig auf- und missfallen.

Nach diesem kurzen Ausflug in die seltsame, von *Race* besessene Welt der *POC Conference* kehrte ich in mein Leben als Schüler einer Highschool zurück, dem Musik und Philosophie wichtiger waren und dessen Beziehungen zu anderen Menschen von gemeinsamen Interessen abhängen und nicht von *Race*. Nie hätte ich gedacht, dass mir die Subkultur, auf die ich in Houston getroffen war, später noch einmal begegnen würde.

Dann schrieb ich mich an der Columbia University ein.

In den drei Jahren seit meiner Teilnahme an jener Konferenz hatten sich die Ideen, mit denen ich dort konfrontiert worden war, an renommierten Highschools und Universitäten im ganzen Land verbreitet. Während der Orientierungswoche an der Columbia wurden wir aufgefordert, uns nach *Race* aufzuteilen und darüber zu sprechen, wie wir an systemischer Unterdrückung mitwirkten oder von ihr betroffen waren. Und so stand ich mit den schwarzen Studenten in einer Ecke des Raums und sah die weißen, hispanischen und asiatischstämmigen Studenten verlegen in die anderen Ecken schlurfen.

Was auch immer mit dieser Kennenlernübung beabsich-

tigt war: Sie hatte zur Folge, dass mir mein Schwarzsein extrem bewusst wurde. Und diese Bewusstheit führte paradoxerweise dazu, dass ich mich meinen Mitmenschen weniger verbunden fühlte statt mehr. Ich fürchtete, die anderen Studenten würden mich nun nicht mehr unbefangen behandeln und als unbeschriebenes Blatt betrachten, sondern als Schwarzer und folglich als Opfer.

In meinen vier Jahren an der Columbia verging kaum eine Woche ohne Kontroverse rund ums Thema *Race*. In der Studentenzeitung erklärten Studenten, sie würden auf dem Campus »täglich« *White Supremacy* erleben. Einer meiner Professoren erklärte uns, »alle *People of Color* sind qua Definition Opfer von Unterdrückung«, obwohl meine Alltagserfahrung als Schwarzer dieser Behauptung widersprach. Es war, als wäre ich in eine Simulation geraten, in der man den »Realer Rassismus«-Regler fast auf Null gedreht hatte, den »Besorgnis über Rassismus«-Regler dagegen auf Zehn. Während mich das Thema *Race* als solches langweilte, war mein kulturelles Umfeld besessen davon und wild entschlossen, mich in diesen Wahn reinzuziehen.

Irgendwann wurde ich dann doch neugierig. Warum bekannten sich weiße Studenten und Professoren unaufgefordert zu ihrem inneren Rassismus? Warum behaupteten schwarze Studenten in einem der fortschrittlichsten, nicht-rassistischen Milieus dieser Welt, dass sie täglich Rassismus erlebten? Und warum taten so viele vernünftige Leute so, als glaubten sie ihnen? Warum klangen diese jungen Leute, wenn sie über die Beziehungen zwischen den *Races* in den USA sprachen, pessimistischer als meine Großeltern (die noch die Segregation erlebt hatten)?

Je mehr ich mir solche Fragen stellte, desto überzeugter war ich, dass der neue *Race*-Wahn, der sich selbst »anti-

rassistisch« nennt, in Wirklichkeit das Gegenteil ist. Er ist rassistisch, destruktiv und widerspricht dem Geist der US-Bürgerrechtsbewegung. Konsequenz zu Ende gedacht führen die Ideen, denen ich auf der *POC Conference* erstmals begegnete, in eine gesellschaftliche und politische Hölle, in welcher der eigentlich irrelevanten Eigenschaft der Hautfarbe höchste Bedeutung beigemessen wird.

Fänden sich diese Ideen nur auf Highschool-Konferenzen und an Ivy-League-Universitäten, könnte man sagen: Was soll's. Aber sie haben unsere wichtigsten Institutionen infiziert: Behörden, Bildungseinrichtungen und Medien. Einige der berühmtesten und gefragtesten US-Intellektuellen vertreten ihre extremen Ansichten mit solcher Regelmäßigkeit, dass die Öffentlichkeit dafür inzwischen desensibilisiert ist.

Nehmen wir die Ideen von Robin DiAngelo, Autorin des Bestsellers *White Fragility*. DiAngelo behauptet, dass alle weißen Amerikaner allein durch den Umstand, in den USA aufgewachsen zu sein, rassistisch sind. Dieser Rassismus sei unheilbar, könne aber behandelt werden: durch die Befolgung dessen, was ich die »DiAngelo-Etikette« nenne. Die DiAngelo-Etikette umfasst strenge Benimmregeln, die Weiße beachten sollen, wenn sie mit Schwarzen über *Race* sprechen: Widersprich nicht! Widersetze dich nicht! Schweige nicht! Entziehe dich nicht! Per Ausschlussverfahren bleibt da nur übrig, dem Gesagten pro forma zuzustimmen, was wohl kaum die Basis einer gesunden Beziehung zwischen Gleichen ist.

Oder nehmen wir folgenden Vorschlag vom Bestseller-Autor und Träger des MacArthur »Genie-Preises« Ibram X. Kendi. In der Tageszeitung *Politico* plädierte Kendi für einen Zusatzartikel zur US-Verfassung, der die Gründung und dauerhafte Finanzierung eines Anti-Rassismus-Minis-

teriums (DOA = Department of Anti-Racism) beinhaltet. Dort tätige Rassismus-»Experten« hätten laut Kendi die Aufgabe, jedes Bundes-, bundesstaatliche oder kommunale Gesetz zu blockieren, falls sie ihm rassistische Auswirkungen bescheinigen. Außerdem wäre es ihre Aufgabe, »rassistische Ansichten« zu definieren und Personen des öffentlichen Lebens zu maßregeln, die diese äußern. Als Kirsche auf dieser totalitären Torte könnten diese DOA-Experten weder von irgendwelchen Politikern noch vom Präsidenten ernannt oder gefeuert werden.

Das DOA dürfte in absehbarer Zeit kaum Wirklichkeit werden. Doch andere Ideen Kendis finden zunehmend Akzeptanz. Seit der Bürgerrechtsbewegung hielt es eine Mehrheit der Amerikaner stets für moralisch inakzeptabel, einen Menschen aufgrund seiner *Race* zu diskriminieren. Kendi ist da anderer Meinung. Er hält bestimmte Arten *Race*-bezogener Diskriminierung für gut und geboten:

»Das einzige Mittel gegen rassistische Diskriminierung ist antirassistische Diskriminierung. Das einzige Mittel gegen frühere Diskriminierung ist aktuelle Diskriminierung. Das einzige Mittel gegen aktuelle Diskriminierung ist zukünftige Diskriminierung.«

Wenn wir eines aus der jahrhundertelangen Geschichte des Rassismus gegen schwarze Amerikaner gelernt haben – aus Sklaverei, *Convict Leasing*³ und Lynchjustiz bis zum

3 Eine in den Südstaaten der USA bis 1928 praktizierte Form der Zuchthausarbeit, bei der – überwiegend schwarze – Strafgefangene als Arbeiter an Plantagenbesitzer oder andere Unternehmer verpachtet wurden. (A.d.Ü.)

*Redlining*⁴ und der Formel »Getrennt, aber gleich«⁵ –, dann dies: *Race*-bezogene Diskriminierung erzeugt in der diskriminierten Bevölkerungsgruppe erheblichen und berechtigten Unmut. Statt sich diese Lehre zu Herzen zu nehmen, wollen viele Leute nun neue Bevölkerungsgruppen auf neue Weise diskriminieren. Diese Regelungen nenne ich die »Kendi-Gesetze«, und wie wir in Kapitel 3 sehen werden, sind sie bereits auf höchster staatlicher Ebene implementiert.

In diesem Buch werde ich dafür argumentieren, dass Farbenblindheit das klügste Leitprinzip für unser fragiles Experiment einer multiethnischen Demokratie ist. Meine Hoffnung ist, dass dieses Buch Menschen hilft, sich die langfristigen Folgen von *Race*-bezogenen Denkweisen und Regelungen klarzumachen. Es soll unseren Glauben an das Leitprinzip der Farbenblindheit erneuern und im Rahmen unserer Debatte über *Race* einen konstruktiven Weg in die Zukunft aufzeigen.

4 Die kartografische Markierung und Abgrenzung von Wohnvierteln, durch die in den USA vor allem Schwarze und ethnische Minderheiten segregiert und diskriminiert wurden. (A.d.Ü.)

5 Von 1896 bis 1964 in den Südstaaten geltender Rechtsgrundsatz, wonach schwarzen und weißen Amerikanern die gleichen öffentlichen Einrichtungen zur Verfügung gestellt sein sollten, die aber getrennt nach Hautfarbe genutzt werden mussten. Dieser Grundsatz zementierte die Segregation. (A.d.Ü.)